

Die Feldkapellen und Bildhäuslein im Solothurner Gäu

Autor(en): **Wyss, Bernhard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz**

Band (Jahr): **3 (1886)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747658>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nach der Hinrichtung kehrte der größte Theil der Volksmenge nach der Stadt zurück, die Uebrigen begaben sich auf den Heimweg, froh von der fortwährenden beunruhigenden Gegenwart eines gefürchteten und gefährlichen Gegners des Eigenthums befreit zu sein, den Jedermann im Lande nannte und kannte, den aber Niemand anzuhalten wagte. Das ganze Volk war nach der damaligen Anschauung und dem Volkrechtsgesühl damit einverstanden, daß für unverbesserliche und gefährliche Menschen der Tod die beste Sühne sei. Das 19. Jahrhundert hat glücklicherweise diese Anschauung beseitigt und einer mildern Gesetzgebung Bahn gebrochen.

Die Feldkapellen und Bildhäuslein im Solothurner Gäu.

Von Bernhard Wyß.

Der solothurnische Buchsgau ist eine derjenigen Landschaften des altemannischen Helvetien, wo sich sagen- und legendenhafte Ueberlieferungen in Menge erhalten haben, ehrwürdige Erinnerungszeichen an eine räthselhafte Vergangenheit mit einer gewissen Ehrfurcht geschont worden sind. Diese Thatsache ist zurückzuführen theils auf die natürliche Abgrenzung des Gebietes durch Aare und Jura, theils auf die bis in unsere Tage ungestört erhalten gebliebene Glaubenseinheit, theils auf die konservative Gesinnung, die jeder landbauenden Bevölkerung eigen ist. So finden wir in den 15 Dörfern des Gäu außer 13 Pfarrkirchen und zwei schmucken Kapellen in den Filialgemeinden noch eine namhafte Zahl von Kapellen und Bildstöcklein fortbestehen, die uns um ihres geheimnißvollen Ursprungs willen Pietät und Interesse abgewinnen. Es lohnt sich der Mühe, bei diesen bescheidenen historischen Fragezeichen Rundschau zu halten.

Auf der Südostseite des „Born“, Aarburg gegenüber, da wo vor 300 Jahren von der Felsenstirne des „Born“ ein Bergschlipf niederging, und seine Steinmassen theils auf der Bergweide liegen ließ, theils ins Aarenbett hinaus schleuderte, steht auf dem Hofe Rutigen, am Fußwege, der am Aarufer hinführt, eine bescheidene Kapelle mit wenigen Sitz- und Knieplätzen, einst viel besucht von Katholiken aus Rupoldingen, Bonigen,

Kappel, Fulenbach, zur Zeit da die Drahtbrücke über die Aare bei Narburg noch nicht bestand und der linksufrige Weg, der nun gänzlich verödet ist, die Verbindung dieser Ortschaften mit Olten vermittelte. — Ist die Kapelle eine Erinnerung an den Felssturz und von den glücklich entronnenen Eigenthümern des Hofes erstellt worden? Eine Sage führt auf einen andern Ursprung. Etliche Säuglinge wurden zusammen hier vorbei nach Olten zur Taufe getragen und da, wo jetzt die Kapelle steht, war einer verloren worden und die geängstigten Pathen und Geleitsleute waren so glücklich, ihn lebendig wieder zu finden; zum Dank sei das Bethäuslein erbaut worden.

In Kleinwangen, der zur Gemeinde Wangen im Gäu gehörenden Häusergruppe südlich von der Dünneren, steht nahe bei dem nun in ein Privathaus umgewandelten ehemaligen Gasthof des alten Geschlechtes Hufi an der Straße eine schmucke Kapelle. Die Volksüberlieferung setzt die Stiftung derselben in jene Periode des Mittelalters zurück, da der Handelsweg von Solothurn nach Olten der Richtung der alten Römerstraße folgte. Italienische Kaufleute (Säumer), heißt es, hätten das Wirthshaus in Kleinwangen sehr gerne über den Sonntag zur Herberge gewählt. Der Großtheil des Dorfes mit der Kirche ist aber von Kleinwangen durch die Dünneren getrennt, welche damals noch nicht überbrückt und bei hohem Wasserstand nur mit Gefahr zu durchschreiten war. Bevor der von der Gemeinde Olten um's Jahr 1560 erstellte Wässerungskanal die Hälfte des Dünnerenflüßchens oberhalb Wangen ableitete, strömte an der Furth eine bedeutende Wassermenge vorbei und da seien die fremden frommen Kaufleute auf den Gedanken gekommen, zur Ehre Gottes und zu ihrer eignen Sonntagserbauung neben dem Wirthshaus diese Kapelle zu errichten, um nicht beim Besuch der Dorfkirche der Gefahr des Ertrinkens sich auszusetzen. Vor 40 Jahren noch war die Kapelle mit Freskogemälden verziert, welche die Legende vom heiligen Fridolin behandelten, wie er den Ritter Ursus, der ihm zu Handen des Gotteshauses Glarus große Vergabungen gemacht, die vom Grafen Vandoif nachher dem Gottesmanne bestritten wurden, in Glarus aus dem Grabe zum Zeugen aufruft und wie der Gerufene als Skelett zu Kaufweil vor dem Schöffengerichte erscheint und seinen letzten Willen bestätigt. Zum Leidwesen des Kunst- und Geschichtsfreundes sollen in neuerer Zeit diese Bilder bei der Umgestaltung der Kapelle übertüncht worden sein. Unweit von dieser Kapelle führt eine niedrige Brücke über einen Bach, von der man früher erzählte,

es hätten in der Geisterstunde dort Vorübergehende häufig unter dem flachen Stein Jemanden nießen hören. Dann sei es rathjam gewesen, dem Unsichtbaren ein „Helf dir Gott!“ zuzurufen. Haben wir hier in der Nähe der von Italienern angeregten oder vielleicht von ihnen gegründeten Kapelle eine Erinnerung an die große Pest vom 14. Jahrhundert, aus deren Schreckensperiode der in der Schweiz übliche Zuruf: „Helf dir Gott!“ herkommen soll?

Zu unterst im Dorfe Kappel, dicht an der alten Römer- und mittelalterlichen Säumerstraße, mitten auf der Gemarkung zweier Hausgärten, steht ein Bildhäuslein ohne Eingangsthüre, nur mit großer, halbkreisförmiger und vergitterter Oeffnung, die den Einblick in das schmucke Innere gestattet. Einer der beiden Nachbarn ist verpflichtet, die Kapelle in gutem, baulichem Zustand zu halten und da eine große Wiese, die ihm gehört und mittelbar an sein Haus und die Kapelle stößt, „Chäpelimatt“ heißt, so wird da wohl ein urkundliches Kaufverhältniß zwischen Leistung und Nutzung obwalten. In wie weit diese Kapelle mit dem Dorfnamen Kappel in Beziehung steht, kann Mangels urkundlicher Belege nicht nachgewiesen werden. Im Dorfe selbst erzählt man sich, es habe an der Stelle der jetzigen, im Jahre 1686 erbauten Pfarrkirche eine Kapelle gestanden und eines der beiden Missionskreuze bezeichne auf dem Friedhof den Bauplatz. Diese Annahme dürfte wohl auch als wahrscheinlich vorkommen, denn ganz in der Nähe, nur 150 Schritt davon, erhebt sich ein früher ganz interessant gewesenes Steinhaus, vielleicht das älteste Haus im Ort, leider in neuester Zeit geradlinig und hausbacken modernisirt und aufgeputzt. Vor 40 Jahren noch hatte es auf der Südseite von Grund auf einen halbkreisförmigen Thurm, der über den Dachrand aufragte; die Fenster und Lichtöffnungen waren alterthümlich und mannigfaltig geformt; dicht an der nördlichen Thürschwelle öffnete sich eine Cisterne mit lebhaft durchströmendem Quellwasser und eine etwa Fuchart große Matte, die in allernächster Nähe liegt, heißt der Weier und ist in der That vor Jahrhunderten ein Weiher gewesen. Die Solothurner Alterthumskenner sind längst auf dieses mächtige Steinhaus aufmerksam geworden und betrachten es als die ehemalige Wohnung der Edelknechte von Kappel. Da das Dorf im Gebiete der alten Grafschaft Froburg steht, am Wege zwischen dem Stammchloß und dem Grenzstädtchen Fridau in äußerst fruchtbarem Wiesengrund, so ist die Voraussetzung, daß es sich hier um eine Art Wasserburg handle, gar wohl begründet. In der Nähe derselben auf etwas erhöhtem

Platze, stand die Kapelle der ersten Ansiedler und es entstand so die Ortschaft Unter-Kappel, welcher Name so lange bestand, als es im Gäu auch ein Ober-Kappel gab. Ober-Kappel wurde im Winter von 1375 auf 1376 von den Guglern zerstört und unweit von den dieser Zerstörung entgangenen schwachen Ueberresten erhob sich nachher das Dorf Kestenholz. Sobald nun eine Namensunterscheidung der beiden Ortschaften nicht mehr nöthig war, so nannte sich das Dorf im untern Gäu am Fuße des Born einfach Kappel. Ein anderes bemerkenswerthes Denkzeichen steht zu Kappel neben der Dünnernbrücke im Obstgarten des Hrn. Gemeindevammann G. Lach. Es ist ein niedriges verwittertes Kreuz aus schieferigem Homburgerstein und erinnert an den unglücklichen Fuhrknecht Philipp Wyß von Julenbach, der im großen Sterbet von 1611 einen Wagen mit Leichen durch die Furth der hochangeschwellenen Dünnern nach Hägendorf bringen sollte, vom Sattelroß herunterfiel und ertrank. Vor einem halben Jahrhundert war das Kreuz noch über zwei Meter hoch; der jetzige Ueberrest ist der in den Sockel gestellte, aus einem Stück geschnittene obere Theil des ursprünglichen Denkzeichens.

Welchem Fremden, der zu Fuß oder zu Wagen das Gäu bereist, könnte die majestätische Baumgruppe entgehen, die das westlich vorspringende Plateau des Born bei Kappel ziert! Diese riesige Blätterkuppel wird gebildet durch vier mächtige, jetzt noch in üppigster Fülle und Kraft dastehende Linden, welche im Jahr 1716 als Dekoration eines alten Steinkreuzes dorthin gepflanzt wurden. Schwere Hagelwetter und vermuthlich auch Blitzschläge bewogen die Bewohner von Kappel, einen jährlichen Bittgang zu diesem Kreuze zu geloben; dieser Bittgang wird heute noch jährlich am 1. Maitag abgehalten, wann die ganze fruchtbare Landschaft, die man von diesem Punkte aus übersieht, in herrlichstem Blüthenglanze prangt.

Die Bewohner von Kappel haben eine nicht geringe Meinung von der weithin sichtbaren Zierde ihres Berges und ermannten sich noch in unserer, als materialistisch verschrieenen Zeit, vor 25 und dann wieder vor 18 Jahren, zu weitem Opfern: sie errichteten am direkten Fußwege zwischen der Dorfkirche und dem Bergkreuz die 14 Stationsbilder und erbauten am Ziel derselben, dicht neben den Linden, eine zierliche Kapelle, deren Glöcklein seinen Mittagsgruß den fleißigen Ackerleuten hell ins Thal sendet.

Der Verfasser dieser Zeilen darf sich schmeicheln, daß seine Dorf-Novelle „'sAnneli unter de Bornlinde“ („Schwizerdütsch“ von B. Wyß, Solothurn 1863, und „Schwizerdütsch“ von D. Sutermeister), dieser Sympathie des Volkes zu dem herrlichen Punkte zum mindesten keinen Eintrag gethan hat.

Steht man unter den Bornlinden, so sieht man nordwärts, hoch überm Thal, wenig unterhalb des Kammes der Belchenfluh auf dem Sennhof Allerheiligen eine ziemlich geräumige Kapelle, die höchst gelegene im ganzen Solothurner-Jura. Die Verpflichtung des Pfarrers zu Hägendorf, auf jenen Bergeshöhen alle acht oder vierzehn Tage eine Messe zu lesen, gehört mit zu den Beschwerlichkeiten der ausgedehnten Pfarrei. Die Kapelle wurde sehr wahrscheinlich als eine Art Filialkirche für die im umfangreichen Dorfbann Hägendorf zerstreuten Bergleute erbaut, für die Höfler im Richenwil, auf dem Spitalberg, im Gwidem, im Wuest, im Fajiswald u. s. f., sah aber 1844, wo ich das erste und einzige Mal sie besuchte, sehr vernachlässigt aus. „Vielleicht ist's anders worden in dieser neuen Zeit.“

Südlich von Gunzen, etwa 1000 Meter vom Dorf, wo die alte Römerstraße, der spät-mittelalterliche Säumerweg, einen Hügel durchschneidet, steht ein 1565 errichtetes Steinkreuz, mit einer Totivtafel zur Erinnerung an den gewaltsamen Tod des „Hans von Rohr von Kestenholz“, des Säumers und Weinhändlers, der dort von seinem Wagen erdrückt wurde. Der Platz heißt „das G'hül“, gleichbedeutend mit Höhle oder Hohlweg, der entweder von Menschenhand erstellt, oder bei vieler Frequenz allmählig so ausgewaschen worden ist. Wenn nichts anderes in der Gegend zu finden wäre, was als sprechende Erinnerung an vergangene Zeiten den Geschichtsfreund fesselte: dieses Kreuz im stets gerodeten Ackerfeld, unbeschädigt seit Jahrhunderten in ursprünglicher Form dastehend, wäre Beweises genug, daß die Bevölkerung mit den historischen Denkmälern schonend und pietätvoll umgeht. Herr von Rohr, Wirth zum Kastanienbaum in Kestenholz, ein Geschichtsfreund, der eine Genealogie seiner Familie geschrieben hat, ist im Besitze eines sehr werthvollen Mobiliarstückes, das an seinen verunglückten Ahnherrn erinnert. Es ist der obere Theil eines „Bufferts“ (Büffets) aus dem Jahr 1575. Am Fries des Büffets ist in eingeleger Arbeit (Braun- und Weißholz) das stattliche Gespann des Säumers dargestellt: vier im Lang-Geschirr, je eines vor dem andern eingespannte Rosse vor einem Weinwagen mit zwei Fässern, die buchstäblich „auf der Achse“, eins auf der vordern, eins auf der hintern

gelagert sind und den Volksausdruck „auf der Achse liefern“ deutlich illustriren. Der Fuhrmann hält eben vor einem Gasthaus still und läßt sich von der Wirthin einen Labetrunk kredenzen. Die kunstgerecht ausgeführte Arbeit ist sehr wohl erhalten und da sie für den Eigenthümer einen Affektions-Werth als Familienstück hat, wird sie nicht bald in andere Hände übergehen trotz verlockendem Angebot Seitens gewinnfüchtiger Antiquitätenschmecker.

Rehren wir wieder in's untere Gäu zurück! Auf der Weiterreise von Gunzgen aus erblicken wir beim Eintritt in's Dorf Härkingen rechts nach Norden in den nahen Wiesen einige hohe Eschen und alte Hage-Eichen. Dort stand noch Eingang's unseres Jahrhunderts eine Kapelle, genannt „St. Johannes im Eichwald“. Als im Jahre 1806 die kleine Gemeinde sich zu einer eigenen Pfarrei erhob und im Dorf eine Pfarrkirche baute, ward die Kapelle abgebrochen und das Altargemälde derselben in die neue Kirche übertragen, wo es heute noch das Gotteshaus zieren hilft.

Westlich vom Dorfe Fulenbach, am sanften Abhang gegen die Aare, steht in einer Wiese, zu einer Kapelle hergerichtet, noch das Chor der ehemaligen Pfarrkirche des Ortes, die dem heil. Stephan geweiht war. Der dortige Lehrer, Herr J. Jäggi, schreibt darüber: „Die Kapelle, 4,1 m. lang, 4,6 m. hoch und 3,6 m. breit, ist ohne Thurm, hat eine Thüre und zwei Fensterchen. Sie ist renovirt, von einem mittelmäßigen Künstler übermalt und weißgetüncht. Vor der Renovation enthielt sie folgende Holzbilder: St. Niklaus, St. Oswald, St. Barbara und Ecce homo! Diese Bilder waren von einem Dorfkünstler verfertigt, bizarre Gesichter, ohne Proportion, ohne Kenntniß der Anatomie, dazu entsetzlich grell bemalt. Vor ihren starren Mienen, den weit aufgerissenen Augen, habe ich mich als Knabe oftmals gefürchtet. Um die Kapelle her sind noch die Ueberreste der alten Ringmauer (Friedhofmauer) ganz gut kenntlich. Die Kapelle stammt aus den Zeiten vor der Reformation und dient jetzt hauptsächlich dem Marienkultus, der Maiandacht und den Prozessionen an den Maisontagen.“

Von dieser Kapelle geht die auf viele andere religiöse Stätten in Varianten erzählte Sage, es sei das Baumaterial wiederholt von der eigentlich ausgewählten Baustätte am rechten, aargauischen Ufer der Aare durch Geistergewalten während der Nacht hier herüber versetzt worden und da habe man den Wink des Himmels befolgt und hierseits gebaut.

Mitten im Buchsgau, in sehr fruchtbarer Landschaft, im sogenannten Wytifeld, zwischen Neuendorf und Egerkingen, von welchem der alte Bauernspruch lautete: „Wenn dieses Feld und das Bipperfeld und das Postorferfeld nach der Dreifeldwirthschaft gleichzeitig mit Korn bepflanzt sind, so kann's im Lande keine Theurung geben,“ auf diesem Felde steht noch ziemlich wohl erhalten eine andere, die St. Stephanskapelle, eines der ältesten Gotteshäuser im Kanton Solothurn, laut Urkunden und Volkstradition einst eine Filialkirche des Stiftes Schönenwerd, daher mit sammt der kleinen Ortschaft, die in der nächsten Nähe um das Kirchlein entstanden war, Oberwerd geheissen. Dem Vandalismus der „Gügler“ fiel auch Oberwerd zum Opfer; das Kirchlein erhielt sich und etwa ein halbes Jahrhundert darauf erscheint urkundlich ein neues Dorf, Neuendorf, in dessen Gemarkung die St. Stephanskapelle steht. Hinter der Kapelle erhebt sich eine uralte Linde, vielleicht der älteste Baum im Kanton Solothurn. Sie ist sehr hoch, hat aber keine Krone mehr, sondern nur einen kurzen Schoßaus Schlag und mißt kniehoch vom Boden wohl 20 Fuß Umfang. Das Volk erzählt sich, daß in frühester Zeit der Geistliche aus Schönenwerd, wenn er in diese Kirche zu predigen und Messe zu lesen kam, sein Reitpferd an dieser Linde angebunden habe.

Eine historisch sehr denkwürdige Erinnerung für die Gemeinde Neuendorf ist das in der obern Hälfte des Ortes an einem Gartenzaun, südlich von der Straße stehende große, hölzerne Kreuzifix. Dasselbe bezeichnet den Grenzpunkt, bis wohin einst laut dortigem Pfarrbuch den 26. Juli 1767 eine Feuersbrunst, welche im Westen des Dorfes begann, die beiden Häuserreihen rechts und links zerstörte. Die Brandstätte umfaßte sonach den ganzen obern Drittel des Dorfes. Es knüpfen sich sehr romantische Erinnerungen an diese Katastrophe, Erinnerungen, die uns beweisen, wie weit herab in die jüngern Jahrhunderte sich altgermanischer Götterglaube und Geisterglaube erhalten haben. „Es sei,“ so wird erzählt, „das verheerende Feuer durch einen Feuerwolf unwiderstehlich von Haus zu Haus getragen worden. Eine Feuergarbe drehte sich mit Sturmeseile ringsum, brauste vorwärts, sprengte die Scheunenthore, jagte durch die Tennen und so entzündete sie im rasenden Laufe Haus um Haus. Erst als die verzweifelten Ortsbewohner in heißem Gebete „das Sarner-Chindeli“ um Hilfe anflehten, legte sich die Wuth des rasenden Elementes. Wen dachte sich wohl das Volk unter dem Feuerwolf? Nach meiner Vermuthung verbirgt sich hinter dem Namen ein durch die Feuersbrunst aus einem gespenstischen Hause, das mit

in Brand gerathen war, vertriebener Kobold, der von Thor zu Thor stürmend eine andere Heimstätte sucht und immer neues Unheil anrichtet, bis ihm eine höhere Gewalt Halt gebietet. Was soll aber derjenige, der nicht an Gespenster glaubt, und Erscheinungen in der Natur nicht diabolischen Kräften zuschreibt, sich unter'm Feuerwolf denken? Sehr wahrscheinlich war es eine gewaltige Windsbraut, die sich bei rapidem Anwachsen des Feuermeeres entwickelte, da es ja bekannte Thatsache ist, daß jeweilen in der Nähe großer Feuer ein starker Luftzug entsteht, und daß ganz wohl in Folge zufälliger, atmosphärischer Verhältnisse ein so verheerendes Phänomen sich bilden konnte. Das Kreuz in dem Garten steht frisch renovirt heute noch.

Oberhalb Neuendorf an der Straße von Niederbuchsitzen, auf einer Wegscheide, steht ein offenes, dem hl. Germanus geweihtes Bildhaus, das dem Wanderer und auch dem im Felde arbeitenden Volke bei unverhofftem Unwetter als Zufluchtsort dient. Die sehr lebhafteste Phantasie des Gäuer-Volkes gibt der Kapelle folgenden Ursprung: Ein wandernder Kofshändler, der sich um die Gunst der Zauberei dem Bösen verschrieben hatte und Jahre lang zum Staunen der Menschheit alle beliebigen Künste trieb: auf einem Kappen durch die Luft ritt, den Mädem auf der Wiese „die Weze“ (Schärfe an der Sense) nahm, sechsspännige Fuhrwerke mit einem Machtwort aus weiter Ferne zum Stehen zwang zc., soll nach Ablauf des fatalen Termines vom Bösen hier geholt und durch die Luft entführt worden sein. Der fruchtbare Gäuer Dichter und Bauer, Josef Joachim, hat in seiner Erzählung „der Erlenhof“, eine sehr rührende und anmuthige Scene unter dieses stille Dach verlegt.

Ueber die einzige der Feldkapellen im Gäu, die ich nicht persönlich gesehen, die St Apollonia-Kapelle oberhalb Kestenholz am Bipperweg oder der alten Römerstraße, schreibt mir Joachim folgendes: „Sie ist jedenfalls uralt. Die Matten ringsum kommen in den ältesten Urbarien zc. als Käppeli-Matten vor. Auch bezog der Eigenthümer der eigentlichen Käppeli-Matt zum Unterhalt der Kapelle einen jährlichen Bodenzins von 13 fr. Auf ein hohes Alter weisen auch die Dachziegel hin. Die Kapelle galt bis auf die jüngste Zeit als vielbesuchter wirksamer Wallfahrtsort für Zahnwehleidende. Das „Zähnkäppeli“ war bekannt „bis wyt is Luzernerbiet ine“, bis es vor etwa 30 Jahren von raubgierigen Bandalen des Gitters und Opferstockes beraubt und der Verwüstung und Profanation anheim gegeben wurde. Gerade jetzt wird die

Kapelle von Seite des Herrn Ammanns (als Käppeli-Bauer) und mit Unterstützung Seitens der Gemeinde Restenholz einer gründlichen Umgestaltung unterzogen. Die letzte Renovation hat Anno 1819 durch meinen Großvater stattgefunden.“

Wir kommen endlich auf das interessanteste dieser historischen Denkmäler, die vielfach von Sage und Legende umrankt und mit dem Schleier eines räthselhaften Ursprungs umwoben sind, zu sprechen, auf die St. Peters-Kapelle hinter Restenholz. Sie steht etwa 1000 Schritte nördlich vom Dorf und etwa 500 Schritte östlich von der Straße, die quer durch's Gäu führt. Die Kapelle bezeichnet noch den Platz, wo einst das von den Gügler'n zerstörte Ober-Kappel stand; sie, oder ein älteres, an ihrem Platze gestandenes Gotteshaus war die Pfarrkirche des verschwundenen Dorfes. Auf den ersten Blick macht der Bau ganz und gar den Eindruck, als ob er der Vordertheil einer zur Hälfte zerstörten Kirche wäre; denn das Gebäude hat keine Rückwand, keine Giebelmauer. Man tritt in eine offene, mit niedrigen Betstühlen besetzte Halle, hat vor sich einen gemauerten Chorbogen, durch den eine gewöhnliche Thüre mit Guckgitter in's Heiligthum führt. Die Seitenmauern schließen nach Westen frei ohne Eckquader ab und sehen aus, als ob ihre Enden erst mit dem Hammer wären lothrecht geschroten worden. In der geraden Fortsetzung der Seitenmauern nach Westen steht in der Entfernung von 10 Meter vom Chorbogen rechts und links je eine alte Linde. Denkt man sich an den Platz dieser Linden die hintern Ecksteine einer Kirche, so hat man ganz und gar die Verhältnisse des Grundrisses einer alten Dorfkirche. Historiker vom Fach behaupten nun aber, es könne diese Kapelle bauartshalber nicht in die Guglerzeit zurückreichen, womit aber keineswegs ausgeschlossen ist, daß sie auf dem geweihten Boden der alten Dorfkirche von Ober-Kappel steht. Denn ringsum sind noch ganz deutlich die Spuren der alten Ringmauer und die Gestalt des Friedhofs erkennbar. Auf der Südseite der Kapelle ist ein Beinhaus angebaut; aber dessen Gewölbe geht nicht nach der Tiefe, sondern ist erhöht und bei Ueberschwemmungen vom Wasser nicht erreichbar. Die Menschenknochen und Schädel, die früher darin aufbewahrt waren, sind wegen ihrer riesigen Größe allen Wallfahrern fabelhaft vorgekommen. Herr Dr. Rüttimeyer in Basel hat s. Z. die seltensten Schädel und Gebeine der Sammlung zum Zwecke wissenschaftlicher Studien enthoben. Auf der dem Beinhaus entgegengesetzten Seite, nördlich von der Kirche, hat man zum Zwecke der Urbarmachung des Bodens oder vielleicht nur um

billige Mauersteine für das nahe Bachufer zu bekommen, Fundamentmauern aus- und weggebrochen. Was diese Mauern trugen: einen Seitenthurm oder eine Sakristei, ist noch nicht ermittelt. Döstlich vom Chor, also gerade vor der Kapelle, in einer Distanz von 15—18 Fuß erhebt sich ein gemauertes, einem Bienenstock ähnliches Bildhaus, in dessen der Kirche zugekehrten Nische die Abnahme Christi vom Kreuze dargestellt ist. Zwischen beiden Bauwerken liegt im grünen Rasen ein räthselhafter Grabstein ohne Inschrift. Die ganze Oberfläche desselben ist durch frommen Glaubenseifer mindestens faustdick abgeschürft; denn wer früher zum erstenmal die Wallfahrt nach St. Peter machte, dem ward eingeschärft, auch einen Schiefer vom alten Grabstein abzuschlagen und als Talisman mit nach Hause zu bringen. Aber gegen was für Schäden und Gebrechen diese abgeschlagenen Splitter gut waren, vermag ich nicht zu sagen; immerhin war es ein gesegneter Stein.

Ueberblicken wir mit etwas forschendem Auge die nächste Umgebung der Kapelle, so haben wir den Eindruck, als ob die Nachbarschaft, speziell die östliche, wesentlich erhöht wäre. Da der Platz mitten im sonst spiegelglatten Wiesenplan des Buchsgau's gelegen ist, wo nur ausnahmsweise etwa ein Weidenstumpf, eine Esche oder ein Erlengebüsch aufragt, so mag es auffällig erscheinen, daß um die St. Peterskapelle herum zahlreiche Obst- und andere Bäume stehen; vor 50 und mehr Jahren sollen sie noch zahlreicher gewesen sein. Im Frühling und Herbst, wenn das Kulturland in der Umgebung der frommen Stätte frisch umgeworfen und noch nicht begrünt ist, sieht man auch ganz deutlich die Mischung des Erdreichs. Stücke von Ziegel- und Backsteinen liegen in Menge herum, die von zerstörten Defen und Feuermauern herrühren mögen. Und schon wiederholt sind größere Mauersteine, deren man im Dorfe Restenholz benötigt war, statt daß man sie am Jura drüben holte, von den Grundeigenthümern einfach hier aus dem Boden gewählt worden, so z. B. auch sämtliche Steine zu der Brücke, welche in der Nähe der Kapelle über einen Sammelkanal führt. Kurz: Alles spricht dafür, daß hier das Dorf Ober-Kappel stand, welches seit dem Gugler-Einfall aus der Reihe der Gäuer-Dörfer verschwunden ist. Urkundlich steht die Existenz des Dorfes fest, es hatte einen ebenfalls urkundlich nachgewiesenen Kilchherrn. Seine Bewohner haben sich nach den Drangsalen des Krieges von 1376 in der nächsten Nähe, um den schon vorher in Urkunden genannten Weiler „das Restenholz“ angesiedelt. Aus dem Weiler entstand das Dorf Restenholz.

Als der Verfasser dieser Aufzeichnungen, damals noch ein kleiner Knabe, am Charfreitag 1843 an der Hand seines Vaters die erste Reise durch's Gäu und zu einigen der genannten Gotteshäuser machte, da hatten in allen Dörfern: zu Kestenholz, Niederbuchsitzen, Neuendorf, Härkingen, Gunzgen und Kappel die Grobschmiede ihre Blasbälge vor den Werkstätten im Freien aufgestellt, flickten und putzten sie und ölten sie ein. Ich fragte meinen Vater: „Warum thun die Schmiede das alle heute, wie verabredet?“ „Es ist so der Brauch am Charfreitag!“ war die Antwort. Es haben also die Schmiede von damals die kirchliche Vorschrift, daß alles Glockengeläute und der zerstreuende Lärm am Todestage des Herrn, bei den Katholiken ein Werktag, verstumme, so gewissenhaft beobachtet, daß sie auch keinen Amboss erdröhnen, kein Schmiedhorn erklingen lassen wollten. Hammer und lärmende Feile verstummten. Wir dürfen also auch den Männern mit rußigem Gesicht und schwieligen Armen ein poetisches Zartgefühl nicht absprechen.

Damit will ich diese historische Rundreise und Umschau im friedlichen, freundlichen Buchsgau schließen. Man darf dabei es ohne Ueberhebung aussprechen, daß unsere werthen Landsleute dort drunten ungeheissen und ungemahnt im Sinne des historischen Vereins des Kantons Solothurn und auch im Sinne des schweiz. Vereins zur Erhaltung geschichtlich interessanter Baudenkmale gehandelt haben, wenn sie die bescheidenen, aber ihres Alters wegen so werthvollen Kirchenbau-Reliquien geschont und sogar mit freiwillig gespendeten Opfern immer wieder aufgefrischt und der Nachwelt erhalten haben.

Die Peters-Insel im Bieler-See.

Von J. Germignot in Neuenstadt.

(Mit Abbildung.)

1. Beschreibung der Insel.

Der Reisende, welcher mit der Eisenbahn aus der Westschweiz nordwärts fährt, wird plötzlich, unmittelbar nach der Station Neuenstadt, zu seiner Rechten mitten im See, gegenüber von Glereffe, einen Hügel